



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Landenberger, Albert: Zur Geschichte Hohentwiels

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

würdigen Schlosses, dessen Grundmauern wohl bis in die Tage Kaiser Heinrichs des Vierten zurückgehn. Noch ragt der gewaltige Bergfried, wenn er auch durch den Zahn der Zeit längst die Bekrönung verloren hat, wie ein sterbender Gigant über die umgebenden Gebäude, aber aus seiner Mitte steigt siegreich eine schlanke Dampffesse in die Luft: in die Ruine des Schlosses ist eben eine Fabrik eingebaut worden, und der alte Bergfried birgt das Kesselhaus. Gibt es einen treffendern Ausdruck für die Tatsache, daß der alte Feudalstaat durch den modernen Industriestaat überwältigt worden ist? Jetzt herrschen Wollfäcke, Ölfässer und schnurrende Räder an der Stelle, wo einst der weitgebietende „Bogt vom Hayn“ seines Amtes waltete und den ehrenfesten Adel der Umgegend um sich sammelte. Da ritten sie wohl oft zu Rat und Gelag durch die Tore herein, die wohlgedeln Herren von Marus und von Skassa, die von Quersa und von Ebersbach, von Baselij und Blattersleben, von Promnitz und von Kalkreuth, späterhin auch die Pflug und Röckeriz, die Lüttichau und Willkau, und wie alle die Geschlechter heißen, die auf den zahlreichen Rittergütern der Großenhainer Pflege in Lust und Leid geseßen haben. Sie sind zum größten Teil längst ausgestorben, ihre Namen schlummern in den Pergamenten der Urkunden, aber das Gehäuse ihres Daseins ist uns doch in vielen Fällen geblieben, die phantastische Wasserburg, in deren tiefen Gräben die Teichrose blüht und der melancholische Schwan seine Bahnen zieht. Und auch noch ein lebensprühendes Restchen der alten Feudalität ist gerade hier vorhanden: die wiederauflebende Großenhainer Parforcejagd. Gerade als ich an der Stelle des alten Raundorfer Tores die Stadt verließ, ritten drei vornehme Kavaliers in grell roten Fracks, weißen Westen und schwarzen Mützen langsam und feierlich herein — der berittene Diener in gemessener Entfernung. Vermutlich sollte zu Ehren des nahen Hubertustages ein Keiler ausgesetzt werden. Es mag wohl ein schönes und hochgemutes Vergnügen sein, über Stock und Stein, über Hecken und Gräben hinter der Meute herzureiten, aber gefährlich ist's auch: die schöne Ahnfrau der Habsburger, Maria von Burgund, fand dabei ihren frühen Tod. Wünschen wir also den kühnen Reitern, daß sie mit heiler Haut davonkommen!



Zur Geschichte Hohentwiels

Von Albert Landenberger in Kirchheim unter Teck



Sind im Jahre 1901 gerade hundert Jahre gewesen, daß die einst so berühmte, heiß umfochtne, von Konrad Widerhold im Dreißigjährigen Kriege tapfer verteidigte Festung Hohentwiel nach ihrer schmachvollen Übergabe durch den Generalmajor v. Bilsfinger und den Oberstleutnant Wolff an den französischen General Vandamme zerstört wurde. Vergebens hatte sich der württembergische Herzog Friedrich durch den Kriegspräsidenten von Nicolai bei dem französischen Minister Alexandre Berthier verwandt, auf Grund des einst von Vandamme gegebenen Versprechens, die Festung in demselben Zustande wieder zurückzugeben, wie

sie den französischen Truppen übergeben worden war. Eine heute noch sehr beachtenswerte, sorgfältig geschriebene Monographie des württembergischen Generalmajors Karl von Martens führt uns die Geschichte Hohentwiel in spannender Weise vor Augen. Die durch vulkanische Kräfte im Hegau einstmals emporgetriebenen, kegelförmig oder kuppenartig gestalteten Felsenmassen zeigen uns in dieser fruchtbaren, reizenden Landschaft merkwürdige Gebilde, vor allem den Staufeu, den Hohenträhen, den Mägdeberg, den Hohenhöwen, den Hohenstoffeln und den Hohentwiel. Der Kern des Eruptivgesteins ist von vulkanischem Tuff umlagert, der die Trümmer vom alten Grundgestein, dem Molassefandstein bis auf den Granit und Gneis hinab einschließt. Der Arbeit des Gletschers bis über den Gipfel hinweg verdankt der Hohentwiel sein lebendiges Wasser, das sich in dem sandigen Moränenschutt der Klüfte erhält. Die ältesten Menschenspuren unsers Berges weisen schon auf eine Zeit, wo der Ackerbau getrieben wurde, und die Menschen auf den Bergeshöhen ihren Göttern Opfer darbrachten. Sie stimmen vollkommen mit den Resten der nahen Bodenseepfahlbauten überein. Mit ihnen vermischt finden sich schon römische Bronzestücke und Scherben von Siegelerde.

Es ist ein sehr mannigfaltiges Bild, das der Verfasser von dieser geographisch, geschichtlich und malerisch gleich interessanten Naturfestung entwirft, und man kann in der That vom Hohentwiel heute noch rühmen: „es regen sich im Schwabenherzen viel vaterländische Lust und Schmerzen“ bei diesem Namen. Wenn der Bodensee mit seiner lieblichen Umgebung immer mehr das Ziel der schwäbischen Reiselehnjucht geworden ist, so steht dabei meist unser Hohentwiel, der durch Scheffels Ekkehard verherrlicht ist, auf dem Reiseprogramm. Die Ursprünge dieser alten Burg verlieren sich in geschichtliches Dunkel; die erste einigermaßen sichere Nachricht ist vom Jahre 806, doch erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, als die fränkischen Kammerboten und Brüder Berchtolt und Erchanger im Jahre 893 in den Besitz von Hohentwiel gelangten, wird es etwas heller in der Geschichte. Die durch Scheffel verherrlichte Herzogin Hedwig starb in hohem Alter am 28. August 994, und nun fiel Hohentwiel als Erbschaft dem Kaiser Otto dem Dritten zu, der im Jahre 1000 in castris, quo dicitur Duellum, einen Besuch machte. Nach des Kaisers Otto des Dritten Tod im Jahre 1002 erbte es sein Nachfolger, der deutsche König Heinrich der Zweite, der Neffe Hedwigs. Nun verschwindet es wieder aus der Geschichte bis zur Zeit des großen Kampfes zwischen dem Gegenkönig Rudolf, Herzog von Schwaben, und dem Kaiser Heinrich dem Vierten, nachdem auch das Kloster auf dem Hohentwiel nach Stein am Rhein verlegt worden war. Am 18. Mai 1090 kam die Festung in den Besitz des Herzogs Berthold des Zweiten von Zähringen, der jedoch Friedrich von Hohenstaufen als Herzog von Schwaben anerkennen mußte und im Vertrag im Jahre 1095 Hohentwiel an das Haus Hohenstaufen abtrat.

Kurz vor oder bald nach dem unglücklichen Ende des letzten Sprößlings dieses Geschlechts kam die Burg in die Hände des Edeln von Klingenberg aus dem Thurgau. Unter den Klingenbergern wurde sie förmliche Ritterburg und gewann immer mehr an Ansehen, bis sie Herzog Ulrich von Württemberg nach

langen Verhandlungen um 20000 Gulden im Mai 1521 erkaufte, „der österreichischen Regierung und dem Kaiser Karl dem Fünften zu merklichem Mißfallen.“ Österreich machte alle möglichen Umtriebe, in den Besitz der Burg zu gelangen. Doch Herzog Ulrich, „der Mann von Tüwel,“ besetzte sie und versah sie mit Geschütz, Waffen und Lebensmitteln. Durch den Vertrag vom 24. Mai 1538 kam Hohentwiel in den unbestrittenen Besitz des Herzogs oder vielmehr des Landes, denn nicht für sich, sondern für das Land hatte er es erworben. Im Schmalkaldischen Kriege flüchtete er sich im Dezember 1546 dorthin, und Österreich machte nun wieder von neuen Anstrengungen, es zu gewinnen, bis es im Passauer Vertrag am 6. August 1552 zuletzt darauf verzichtete und es an Herzog Christoph von Württemberg übergab. Die Stärke der Besatzung blieb sich nicht immer gleich; zu Kriegszeiten wurde sie verstärkt, meist waren es damals etwa 30 Mann unter einem Hauptmann, später einige Hundert.

Eine vermutlich schon von Herzog Ulrich eingeführte, jedenfalls aber unter Herzog Christoph von 1554 an bestehende eigentümliche Sitte war es, daß jeder Fremde, der die obere Festung besuchen wollte, einen Stein hinauftragen mußte, worauf ihm aus einem silbernen, vom Herzog Christoph gestifteten Becher, der drei Schoppen hielt, der „Willkomm“ gereicht wurde. Daß der Wein bei solchen Besuchen nicht gespart wurde, geht aus den Berichten hervor. Auch die Verse, die dazu gemacht wurden, lieferten im Laufe der Jahrhunderte ein köstliches Fremdenbuch, von dem uns Martens eine hübsche Blumenlese gibt. So schrieb unter andern am 16. Mai 1672 der Landgraf Max zu Fürstenberg, der einen 118 Pfund schweren Stein hinauftrug: Lieben und nicht dürfen sagen, ist schwerer als 118 Pfund Stein zu tragen. Christoph Friedrich von Eyb schrieb: Im Regen und im Schnee trug ich 106 Pfund in die Höh.

Ein Herr von Phull am 12. April 1697: Ich habe getragen 53 Pfund, den Becher ausgekostet auf den Grund.

Dem F. C. Forstner v. Dombenois behagte das Steintragen weniger, denn er bemerkte darüber: O, wie tut mir Buckel und Achsel so wehe, wenn ich muß tragen 67 Pfund in die Höhe.

Ein Graf v. Forstner hatte es sich an demselben Tage leichter gemacht und schrieb: Ich hab getragen gar nicht schwer, hergegen gesoffen desto mehr.

Bescheidner war im Jahre 1708 ein A. H. v. Woellwarth, der diesen Vers parodierend sagte: Ich habe getragen herzlich schwer, aber gesoffen gar nicht sehr.

Zu derselben Zeit äußerte Carl v. Woellwarth: Stein und Wein sollen heut meine Freude sein.

So gehts fort mit den Einträgen. Ein Leibgardist trug sogar einen 210 Pfund schweren Stein hinauf. Am 18. September 1741 schrieben die drei Prinzen Karl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen ebenfalls ins Fremdenbuch ein: Laß uns gehn von hier, sonst müssen wir krepier; und ihr Kammerherr Goltzer machte seinem Unmut durch folgenden Eintrag Luft:

In der Festung Hohentwiel
Zeigt Aolus der Kräfte viel,
Bacchus gibt Limonensaft,
Neptun wenig Nutzen schafft,
Ceres uns allein erhält
Reibt der Hoffnung, die nicht fällt.

Die letzten Einträge geschahen am 20. August 1799, als Herzog Friedrich die Festung visitierte. Sie lauten: *per aspera ad astra*. Friedrich, Friedrich Wilhelm, Erbprinz von Württemberg.

Siegen ohne Gefahr ist siegen ohne Ruhm. P. P. (vermutlich Prinz Paul). Hofmarschall von Behr, Chev. vom großen württembergischen Orden.

Mit Widerholds tapfrer Verteidigung beginnt die eigentliche Blütezeit der Ruhmesgeschichte der Festung. Wie gern Ludwig der Bierzehnte sie für sich gewonnen und behalten hätte, geht auch aus manchen seiner an Widerhold gerichteten Briefe hervor. Nach dem Dreißigjährigen Kriege verlor sie immer mehr an Bedeutung und kam allmählich in Verfall, wenn sie auch in dankbarer Erinnerung an die Rolle, die sie einst gespielt hatte, noch einige Zeit in Ehren gehalten wurde. Die Besatzung belief sich später meist auf zwei- bis dreihundert Mann. Der größte Teil der Mannschaft war jedoch verheiratet, einmal, wie es heißt, mit 141 „Stück Weiber.“ Kleine Kinder waren in einem Jahre nicht weniger als 237 hier oben. Im Erbfolgekriege spielte die Festung noch einmal eine gewisse Rolle, doch schon 1727 ergab sich bei einer Besichtigung, daß die Mauern und das Gebäude so schadhaft waren, daß an einigen Stellen sogar der Einsturz drohte. Dagegen erhielt sie nun eine neue Berühmtheit als Staatsgefängnis. Unter andern Staatsgefangnen hat, vor allen andern berühmt, der „treffliche, grundfreie, grundgescheite und grundbrave“ Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, der wackre Verteidiger der Rechte und Freiheiten seines württembergischen Vaterlandes, als Opfer fürstlicher Willkür vom Jahre 1759 bis 1764 hier geschmachtet und über tausend geistliche Lieder im Gefängnis gedichtet, und zwar, da ihm Papier und Tinte versagt waren, mit der Spitze seiner berußten Lichtpuße auf jedes weiße Fleckchen geschrieben, das er ergaschen konnte. Der große König Friedrich der Zweite war es, der durch seine energische Fürsprache bei Herzog Karl endlich seine Befreiung erwirkte.

Noch strenger als gegen Moser, den der Herzog später völlig restituierte und dem er das Zeugnis gab, daß er einen „ehrlichen Mann“ in ihm gefunden habe, verfuhr dieser oft so tyrannische Fürst gegen seinen frühern Vertrauten, den Oberst von Rieger, der erst nach harter fünfjähriger Gefangenschaft von hier entlassen wurde. Ein norddeutscher Adlicher, ein Offizier von Knobelsdorf, kam wegen einer Verschwörung als Staatsgefangener hinauf und blieb dort bis kurz vor der Zerstörung der Festung. Er wollte zuletzt gar nicht mehr herab, und es hat den Staat sein Aufenthalt dort oben über 6000 Gulden gekostet. Als im Jahre 1794 die Gefahr eines feindlichen Einfalls von den Franzosen drohte, wurden wieder kräftigere Verteidigungsanstalten getroffen, und Oberstleutnant von Bilfinger auf den Hohentwiel gesandt, die Festung zu untersuchen. Der untere Teil war in grundlosem Zustande; auch mit Geschütz war sie schlecht versehen. Drei große Mörser, ein kleiner, zwei Haubizen und 24 Kanonen standen zwar dort, aber viele waren unbrauchbar. An Bomben, Granaten und Kugeln war zwar ein großer Vorrat vorhanden, aber viele paßten nicht zu dem Kaliber der Kanonen. Die Besatzung betrug nur 87 Mann. Mit den beschlossenen Verbesserungen ging es langsam,

weil die Kriegsgefahr nicht mehr so dringend zu sein schien. Herzog Friedrich der Zweite gab dem zum Obersten ernannten Bilsfinger den Oberstleutnant Wolff als Gehilfen bei, „aus Schonung für seine Jahre“ mit dem Auftrag, in allen Fällen diesem Gehör und Vertrauen zu schenken und alle Maßregeln gemeinschaftlich mit ihm zu überlegen und auszuführen. Der Oberstleutnant von Wolff, damals 55 Jahre alt, galt, wenn er auch keinen Feldzug mitgemacht hatte, doch für einen wissenschaftlich gebildeten Offizier. Der Herzog erteilte ihm bei seiner Ernennung zum Vizekommandanten mündlich den bestimmten Befehl, bei Verantwortlichkeit mit seinem Kopfe die Festung in keinem Falle, auch nicht wenn ein vom Herzog eigenhändig unterzeichneter Befehl vorgezeigt werden sollte, zu übergeben und in fremde Hände kommen zu lassen, mit dem Anfügen, daß, wenn der Kommandant Bilsfinger aus Altersschwäche oder sonst einem Grunde bei herannahender Bedrohung zur Übergabe der Festung gestimmt sein könnte, Wolff die Kommandantenstelle allein übernehmen und in keinem Falle die Übergabe der Festung zulassen solle. Die Besatzung wurde aber trotzdem nicht verstärkt. An Geschütz standen zwar 27 Stücke auf der Festung, aber nur wenige waren in brauchbarem Stande; mit Mehl, Wein und Branntwein war sie dagegen auf ein Jahr lang versehen. Am 25. April 1800 zog das französische Heer unter General Moreau über den Rhein. Am 1. Mai näherte sich die 10665 Mann starke Division des französischen Generals Vandamme der Festung. Ein französischer Offizier erschien mit einem Trompeter und sechs Husaren mit dem Verlangen, daß der Kommandant jemand zu einer Unterredung herausenden möchte. Bilsfinger (jetzt zum Generalmajor ernannt) schickte den Oberstleutnant von Wolff hinaus, der dem französischen Offizier, als er die Übergabe der Festung auf Gnade und Ungnade forderte, erklärte, sich aufs äußerste verteidigen zu wollen. Vandamme versicherte nun aber selbst dem Oberstleutnant von Wolff in einer Unterredung, daß ihm der ganze Zustand der Festung, namentlich der Mangel an Wasser und die Schwäche der Besatzung bekannt sei, und versprach der Besatzung volle Kriegsehren und freien Abzug in ihre Heimat, unter der Bedingung, daß sie vor ihrer Auswechslung nicht gegen Frankreich dienen dürfe. Nachdem sich Wolff mit sämtlichen Offizieren beraten, und General Bilsfinger erklärt hatte, nur dann kapitulieren zu wollen, wenn sämtliche Offiziere versicherten, daß kein Widerstand möglich sei, wurde beschlossen, daß der Oberstleutnant von Wolff sich nach Singen, dem Quartier Vandammes, verfügen und die Kapitulation so gut als möglich abschließen sollte. General Vandamme verpflichtete sich mit seinem Ehrenworte, bei dem Obergeneral und der französischen Regierung alles zu tun, daß sein Versprechen, die Festung beim Friedensschluß in demselben Zustande, wie sie den französischen Truppen übergeben werde, an Württemberg zurückzugeben, erfüllt werde.

Nun wurde die Kapitulation unterzeichnet. Die Besatzung zog am 2. Mai sechs Uhr mit den üblichen militärischen Ehren aus der obern Festung, die hierauf sogleich durch die Franzosen im Beisein des Generals Vandamme besetzt wurde. Am 3. Mai erstatteten Bilsfinger und Wolff von Hohentwiel aus den ersten Bericht an den Herzog und baten ihn darin, „überzeugt zu

sein, daß sie mit Freuden ihr Leben aufgeopfert haben würden, um den noch nie eroberten Platz zu erhalten. Bei der Unmöglichkeit eines nachdrücklichen Widerstands hätten sie es aber für Pflicht gehalten, eine rühmliche Kapitulation einer Verteidigung von wenigen Stunden, wobei alles aufgeopfert gewesen, vorzuziehn.“ Der Herzog von Württemberg ließ aber beide Kommandanten, als sie am 11. Mai in Stuttgart ankamen, verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Sie führten ihre Verteidigung nicht genügend, und das Kriegsgericht erkannte in seinem Urteil vom 27. Mai, daß beide totgeschossen werden sollten. Von den elf Mitgliedern waren nur fünf dafür, daß die beiden Schuldigen im Hinblick auf manche Milderungsgründe der höchsten Gnade empfohlen würden. Herzog Friedrich erklärte am 1. Juni, Bisfinger hätte zwar den Tod verdient, doch solle er seiner militärischen Ehrenzeichen, des Titels und Charakters verlustig erklärt, und solle ihm lebenslänglich das Dorf Asperg zu seinem fernern Aufenthalt angewiesen werden. Sein ganzes Vermögen wurde zum Besten der Militärinvalidenkasse eingezogen, ihm selbst zu seinem Unterhalt monatlich die Summe von zehn Gulden aus der Kriegskasse verabreicht. Wolff sollte zwar auch mit der wohlverdienten Todesstrafe verschont bleiben, dagegen seiner militärischen Ehrenzeichen beraubt, kassiert, ihm durch den Scharfrichter vor einer Wachparade der Degen vor den Knien zerbrochen, und er als ein Ehrloser lebenslänglich in ein Gefängnis gesperrt werden, wo ihm täglich aus der Kriegskasse acht Kreuzer zu seinem Unterhalte gereicht werden sollten. Hohentwiel selbst wurde aber, wie schon anfangs erwähnt worden ist, trotz der feierlichen Zusage des französischen Generals Vandamme auf Befehl des ersten Konsuls Napoleon Bonaparte, weil „höhere Rücksichten“ nicht erlaubten, dieses vom General Vandamme gegebene Versprechen zu halten, vom 6. Oktober an dem Untergang geweiht. Der Ingenieurhauptmann Prüdhomme vollbrachte mit fünfhundert Arbeitern und hundert Mineurs das Zerstörungswerk, wobei sogar Felsen nicht geschont wurden. Am 1. März 1801 war es vollendet; die Marktetendernwohnung war das letzte Gebäude, das der barbarischen Zerstörungswut der Franzosen unterlag.

An die Wiederherstellung der von Grund aus zerstörten Festung konnte nicht gedacht werden, es wurden nur Maßregeln getroffen, daß die noch brauchbaren Grundmauern und Gewölbe nicht zerfielen und nicht alles dem völligen Untergang geweiht würde. Die zerstörten Brücken wurden bis Mai 1819 wieder hergestellt, sodaß von nun an die Berghöhe wieder besucht werden konnte; auch wurde auf dem zu diesem Zweck erhöhten Turm eine Warte errichtet, die eine herrliche Fernsicht auf das ganze Alpengebirge von den Walliser und Berner Alpen bis zu den großartigen Tiroler Gipfeln und in der entgegengesetzten Richtung auf Schwarzwald und Alb gewährt. Besonders reizend ist aber der Niederblick auf die schimmernde Fläche des Sees in der fruchtbaren Ebne, das schöne Konstanz mit seinem prächtigen Dom und die lieblich liegende Insel Reichenau. Unter der großen Linde auf der Terrasse des Berges hat Scheffel einst seinen Ekkehard geschrieben und dadurch dem Hohentwiel einen neuen Zauber verliehen. So bleibt dieser Fleck Erde einer der schönsten, durch Natur, Geschichte und Sage verklärten Punkte des deutschen

Vaterlands mit seinen von Burgen gekrönten, von Laubwäldern bekränzten, frei aus der Ebne aufsteigenden Felskegelbergen in prächtiger Landschaft voll ungemeiner Fruchtbarkeit und reicher Flora. Der Gedanke, aus dem Hohentwiel eine neue Festung nach den modernen Bedürfnissen zu machen, ist zwar von Zeit zu Zeit wieder aufgetaucht, aber da auch über den strategischen Wert die Anschauungen verschieden sind, wurde seither davon abgesehen. Am 31. Oktober 1817 zogen zur dreihundertjährigen Feier der Reformation die Bewohner am Berge mit ihrem evangelischen Pfarrer an der Spitze am frühen Morgen bei Fackelschein auf die Höhe des Berges und begrüßten, dankbar des dreihundert Jahre zuvor aufgegangnen Lichtes gedenkend, die aufgehende Sonne mit feierlichem Gebet.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



Das Publikum begann sich zu entfernen. Meine Augen hingen an dem Fräulein Sawinski, und als das junge Mädchen hinter dem Fräulein Schtschepin das Zimmer verließ, wollte ich folgen, um ihr auf der Straße wenigstens nachzuschauen. Aber Burin nahm mich sogleich in Beschlag. Er sprach auf mich ein, während wir unsere Mäntel anlegten, und wollte nichts davon hören, daß ich ein andres mal zu ihm kommen würde.

Das andre mal, Herr Gehilfe des Stadtteilaußsehers, sagte er lachend, versteht sich ganz von selbst. Jetzt ist es aber nicht das andre mal, sondern diesmal. Diesmal habe ich mir Thretwegen einen Verweis des Richters zugezogen und wäre um ein Haar gestraft worden. Ich bitte das in Betracht zu ziehen, Herr Stadtteilaußseher.

Ich muß aber zu Semeljan Afanasjewitsch in das Stadtteilhaus, versuchte ich einzuwenden.

Dahin kommen Sie immer noch, und zwar viel häufiger, als Ihnen mit der Zeit lieb sein wird. Erst zu Mittag essen, Herr Gehilfe des Polizeimeisters.

Er sagte das alles so gutmütig drollig, daß ich ihm nicht zürnen konnte, und doch stieß die Familiarität mich etwas ab.

Ich will auf einige Minuten mit zu Ihnen kommen, Burin, sagte ich, aber ich bemerke Ihnen im voraus, daß ich ein langweiliger Gesellschafter bin und vor allem kein Verehrer von Scherz und neckischem Geplauder.

Er sah mich scharf an. Dann verneigte er sich und lächelte.

Das soll heißen: Burin, sei nicht unverschämte und mache keine dummen Witze, erwiderte er treuherzig. Oh, Herr Polizeimeister, lassen Sie den Burin getrost plappern, wie er will. Seien Sie überzeugt, unverschämte wird er nie. Er ist nur eine lustige Haut und jetzt seelenvergnügt, daß er einen alten Kameraden gefunden hat. Bei Gott, Alexander Andrejewitsch, Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich bin!

Dabei fiel er mir wieder um den Hals und küßte mich.

Wir betraten die Straße und schritten schräg hinüber zu einem kleinen, aber höchst jaubern Häuschen, das nur drei Fenster in der Front hatte. Ich sah zu